Das grüne Auto.

Spionage-Roman von **August Weißl.**

(3. Fortsetzung.)

Es war eine kleine Spange, wie sie Frauen zum Festhalten der Haare an den Seitentheilen der Frisur benutzen.

Doktor Martens trug die kleine Spange zum Fenster und drehte sie im Licht nach allen Seiten.

An dem Klemmer der Spange hingen bestaubt und ineinander verwickelt rothblonde Härchen.

Der Kommissar wandte sich an den Hausbesorger:

„Seit wann steht die Wohnung leer?"

„Seit dem ersten Januar."

„Und wer hat als letzte Partei hier gewohnt?"

„Ein alter Schustermeister. Er hat in der Kuchel g'schlafen, die Lehrbuben da drin in der Werkstatt; und da im Kabinett hat er zwa Bettgeher g'habt."

„Frauenspersonen waren keine im Haus?"

„Ja, die alte Masterin."

„Wie hat sie denn ausgesehen?"

„Na, schön war s' net. Kane Zähn', zaundürr, und die paar weißen Haar', dö s' no g'habt hat, hat s' wiar a Strizzl hint' z'sammg'flochten tragen."

„Wer hat die Wohnung angeschaut, seit die Partei ausgezogen ist?"

„Zwamal war'n Leut' da. Arme Leut' aus'n Bezirk. Und amal aner von der Polizei. Sonst neamd."

„Frauen haben die Wohnung nicht angesehen?"

„A ja freili. A Stücker dreie — diere waren 's."

„So? Was für Frauen? Noble?"

„Ah heilei'! Im Kopftüchel san s' kommen."

„Was hat denn Ihre Frau für Haare?"

„Na — wenig —"

„Die Farbe meine ich."

„Na — a nimmer so schön schwarz wia s' früher war'n."

„Töchter haben Sie keine?"

„Na, Kinder ham ma nie net g'habt."

„Sagen Sie mir, wohnt da in der Nähe ein Kammacher?"

„I bin selber aner. Dös is ja mei G'schäft."

„Schauen Sie sich einmal diese Spange genau an. Was ist das für ein Stück?"

Der Hausbesorger prüfte die Spange mit wichtiger Miene.

„A fein's Stückl," sagte er endlich, „echtes Schildkrot, vom besten, ganz hellblond. Muß a sechs Gulden kost' ham. Wer dö nur da verlor'n ha'm kann?! So a feines Frauenzimmer, die dös tragt, is bei mir net aus- und ein'gangen."

Der Kommissar nickte. So viel war also klar: eine rothblonde Frau, die niemand kannte, war hier gewesen.

Stand sie mit dem Morde in Verbindung?

Doktor Martens zog ein Vergrößerungsglas aus der Tasche und untersuchte das Fensterbrett sorgfältig.

Und da fand er die Spuren einer Hand, die sich wohl auf die Brüstung gestützt haben mochte.

Er betrachtete sie aufmerksam. Es war unzweifelhaft die Spur einer rechten Frauenhand. Für einen Mann war der Abdruck zu klein, für ein Kind zu groß.

Unter dem Vergrößerungsglase konnte man das ganze Handbild deutlich erkennen.

Ehe Doktor Martens an die weitere Untersuchung schritt, nahm er die Spur auf und stellte mit Stearinpulver ein deutliches Ebenbild her.

Inzwischen war der Schlosser gekommen.

Er entfernte auf Wunsch des Kommissärs das Schloß von der Eingangsthür und öffnete es.

Eine Schicht verdickten Oels und Staubes lag über dem Mechanismus. An einzelnen Stellen waren glänzende, frische Kratzer und Risse bemerkbar, ein Beweis, daß nicht nur mit dem Schlüssel in normaler Weise daran hantirt worden war.

Auch der Schlosser bestätigte diese Ansicht.

Doktor Martens ließ das Schloß von einem Detektiv verpacken und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Fenster zu.

Der Mörder mußte das Fenster geöffnet haben, ehe er den Schuß auf sein Opfer abgab. Bei der Kälte war es höchst unwahrscheinlich, daß er beim offenen Fenster auf den günstigen Moment gepaßt. Auch wäre es zu gefährlich gewesen. Den Passanten, speziell dem patrouillirenden Wachmann Stolzengruber, hätte es auffallen müssen, wenn mitten im Schneesturm ein Parterrefenster offen gestanden wäre.

Der Thäter mußte also hinter dem geschlossenen Fenster so lange gewartet haben, bis sich ihm die günstige Gelegenheit bot.

Doktor Martens untersuchte die schmutzige Fensterscheibe mit dem Vergrößerungsglase. Knapp am unteren Rande der oberen Innenscheibe fand er fünf Punkte, die Abdrücke von Fingern einer Hand. Die feinen Nitzer oberhalb der Flecken deuteten auf längliche, zwar zugeschnittene Nägel. Also war es eine sorgfältig gepflegte Hand, die sich hier eine Stütze gesucht. Vermuthlich dieselbe Hand, deren Spur er auf dem Fensterbrette im Staube entdeckt.

Er verglich die beiden Bilder und maß die Fingerabdrücke. Zweifellos ein und dieselbe Hand. Die photographischen Vergrößerungen konnten ja das nachträglich nachweisen.

Also ein Weib —?

Nun begann die Sache einen romantischen Beigeschmack zu gewinnen.

Ein rothblondes Weib, das theure Schildpattspangen trug und wohlgepflegte, kleine Hände hatte.

Auch die Scheibe ließ der Kommissar ausschneiden und sorgfältig verpacken.

Zufrieden mit den bisherigen Ergebnissen verließ er die Wohnung. Er ließ sie versiegeln und fuhr sofort zu Professor Doktor Hartlieb, dem bekannten ärztlichen Mikroskopiker.

Der Professor befand sich gerade im Laboratorium. Doktor Martens übergab ihm die wohlverpackten Funde und erbat sich ein baldiges Gutachten.

„Da ich die Haarspange zu weiteren Untersuchungen dringend benöthige, bitte ich Sie, vorerst an die Untersuchung der Haare zu schreiten. Wie lange kann die Prüfung dauern?"

„Wenn es sehr dringend ist, bin ich bald damit fertig. Sagen wir in einer Stunde."

„Wenn Sie gestatten, so warte ich gleich darauf."

Doktor Hartlieb mochte die Haare ungefähr eine halbe Stunde unter dem Mikroskop untersucht und mit Säuren behandelt haben, als er lächelnd aufstand und das Zimmer verließ.

Nach wenigen Minuten kam er mit einem Kamm zurück und setzte seine Untersuchungen fort. Endlich wandte er sich an den Doktor.

„Ein günstiger Zufall setzt mich in die Lage, Ihnen recht genaue Auskünfte geben zu können, die vielleicht für Ihre Nachforschungen von großem Werthe werden können. Die Haare sind sehr gut gepflegte Kopfhaare einer Frau, die im Alter von dreißig bis fünfundvierzig Jahren steht und nur die theuersten Schönheitsmittel gebraucht. Die Haare waren ursprünglich schwarz, sind, wie gesagt, ganz auffallend gut gepflegt und mit Fleur d'or, die Flasche zu vierzig Kronen, gefärbt."

Doktor Martens staunte über die Auskunft und fragte etwas ungläubig:

„Verzeihen Sie, Herr Professor, meine Neugierde, aber wie kommen Sie zu diesen Schlüssen?"

„Sehr einfach, Herr Kommissar. Die Markfubstanz der Haare zeigt zahlreiche dunkle Farbstellen, und die Haare sind an den Wurzeln schwarz. Daraus folgt erstens, daß die Frau noch nicht alt sein kann, zweitens, daß ihre Haare früher schwarz gewesen sein müssen. Die mittlere Dauer, die zur Lösung der Haarwurzeln in Aetzkalilauge nöthig war, stimmt genau mit jener überein, die bei den Haaren meiner Frau nothwendig erscheint; daher meine Angabe über das vermuthliche Alter. Die Analyse des Haarfärbemittels weist genau die Zusammensetzung des mir bekannten Fleur d'or auf. Sie sehen also, es war kein Kunststück."

Doktor Martens fragte noch:

„Können Sie mir vielleicht sagen, wo das Fleur d'or erzeugt wird?"

„Gewiß. Bei Seifert & Comp. auf dem Graben. Von dieser Firma ist es mir erst kürzlich zur amtlichen Analyse zugeschickt worden, damit ich die Unschädlichkeit bestätige.

Doktor Martens begab sich in die Parfümerie auf dem Graben.

Das Färbemittel wurde erst seit zwei Monaten auf dem Wiener Platze vertrieben. Gekauft hatten es bisher nur wenige Damen. Einige konnte der Verkäufer angeben, da sie Kunden des Geschäftes waren. Doktor Martens notirte sich die Namen.

Doktor Martens überlegte: Wenn eine fremde Frau sich in die leere Wohnung eingeschlichen hatte, so mußte sie die Oertlichkeiten doch vorher ausgekundschaftet haben. Sie war also wahrscheinlich oft in dem Hause gewesen. Sollte sie niemand gesehen haben?

Doktor Martens schwankte nicht lange und fuhr in die Grillhoferstraße zurück.

Vorerst fragte er bei sämmtlichen Parteien des Hochparterres nach. Niemand wußte etwas anzugeben.

Nur das Dienstmädchen einer Partei behauptete, der kleine Hund ihrer Herrschaft, der sich bei ihr in der Küche befand, habe eines Abends plötzlich angeschlagen. Sie habe ein Geräusch auf dem Gange gehört. In der Meinung, es sei ein Bettler, habe sie die Thür halb geöffnet, und da sah sie eine Frau über die Stiege rasch hinabgehen. Wie sie ausgesehen habe, dessen entsinne sie sich nicht mehr. Aber ihr fiel das rothblonde Haar auf.

Nach langem Fragen stellte der Kommissar fest, das sich das am 9. Januar, also drei Tage vor dem Morde, zugetragen hatte.

Der Kommissar fragte, ohne Näheres in Erfahrung bringen zu können, im Tabakladen, bei der Grünstramhändlerin und bei sämmtlichen Parteien des Hauses nach.

Dann ging er zu Fuß dem Gürtel zu.

Ecke der Schmalhoferstraße standen Einspänner. Vielleicht war da etwas zu holen.

Es meldete sich auch einer, der am 9. Januar abends gegen neun Uhr eine rothblonde Frau geführt hatte. Und was er erzählte, war sehr verdächtig. Er fuhr die Fremde bis zum Hause Alserstraße Nr. 64. Dort bezahlte sie ihn sehr nobel.

„I hab' glaubt, fuhr der Kutscher fort, sie wohnt dort. Aber wie ich um die Eck' bieg, weil ich über die Mariahilferstraße heim nach Penzing hab' fahren wollen, sieg i, wie die Frau grad in den Wagen vom Bockfranzl einsteigt. Er is a Spezi von mir und stellt a in Penzing ein.

Doktor Martens notirte sich die Nummer des Einspänners und fuhr zum Hause Alserstraße Nr. 64.

Es war, wie er vorausgesetzt hatte, ein Durchhaus, das in die Schönburggasse mündete. Dort hatten Fiaker ihren Standplatz. Der Bockfranzl war bald erfragt. Er erinnerte sich des Fahrgastes und gab an, daß ihm als Ziel die Panizlgasse auf der Wieden angegeben wurde. Die Fremde sei aber nicht so weit gefahren. Hinter der Elisabethbrücke habe sie anhalten lassen und sei ausgestiegen. Mehr wisse er nicht.

Und mehr konnte Doktor Martens auch nicht in Erfahrung bringen.

Von der Elisabethbrücke verlor sich die Spur im Gewühl der Großstadt.

* * *

Die ganze Woche über war Doktor Martens rastlos an der Arbeit.

Sämmtliche Personen, die er bei seinen Besuchen in der Grillhoferstraße gesprochen, wurden vorgeladen, um die Angaben protokollarisch festlegen zu können.

Die Sachverständigen hatten die ihnen vorgelegten Gegenstände untersucht. Ihr Gutachten bestätigte die Vermuthungen des Kommissars.

Das Handbild und die Fingerabdrücke waren photographirt und vergrößert worden. Sie stammten nach Ansicht der Experten von einer rechten Frauenhand, deren Fingernägel länglich und spitz zugeschnitten waren. Es mußte eine kleine und gepflegte Hand sein, der die Abdrücke entsprachen.

Viel klüger war also Doktor Martens durch die Gutachten der Sachverständigen nicht geworden. Das Ergebniß aller Bemühungen war bisher, daß sich eine sehr gepflegte, rothblonde Frau, die wahrscheinlich wohlhabend war, in der Nähe des Thatortes in verdächtiger Weise bemerkbar gemacht hatte. Daß die That selbst von ihr begangen worden sei, dafür sprach eigentlich nur der Umstand, daß sie in jenem Raume, von dem aus geschossen worden sein mußte, sich aufgehalten hatte. Genügte das, um in ihr schon die Mörderin zu sehen?

Wenn man wenigstens von jenem Manne im Pelz und mit Monokel Näheres hätte in Erfahrung bringen können. Aber die Kellnerin des Kaffeeschankes an der Ecke der Silbingasse konnte nicht mehr angeben, als daß der elegante Gast in der letzten Woche dreimal in das Lokal gekommen sei, um das grüne Automobil, in dem er davonfuhr, zu erwarten.

Doktor Martens hatte es auch nicht unterlassen, nach dem geheimnißvollen Domino zu forschen. Von seinem Kollegen Specht hatte er die Briefe erhalten, die jene Frau geschrieben, doch der Sachverständige im Schreibfach konnte außer einer allgemeinen Charakteristik nichts finden, was für den Gang der Untersuchung von Belang gewesen wäre.

Noch ein übriges versuchte der Kommissar. Da der Stempel der drei an Doktor Specht adressirten Schreiben ein und dieselbe Postamtszahl trug, begab er sich auf das Postamt, stellte fest, daß die Briefe Ecke Maximilianstraße in den Kasten geworfen waren, und legte nun den Briefträgern, die in der Umgebung austrugen, die Briefe vor, in der Hoffnung, daß einer derselben die Schrift vielleicht kennen würde. Auch das hatte keinen Erfolg.

Unterdessen war Adolf Strebinger obduzirt worden.

Die Gerichtsärzte stellten fest, daß der Tod infolge des Schusses eingetreten war. Die Kugel war durch die linke Schläfe eingedrungen, hatte das Gehirn verletzt und war an der rechten Schläfe ausgetreten.

Das Begräbniß fand in aller Stille statt. Auch bei dieser Gelegenheit ereignete sich nichts Auffälliges.

Die wenigen Habseligkeiten wurden von der Behörde untersucht. Man fand außer Wäsche und Kleidungsstücken, die alle die Marke „A. S." trugen, ganz unten im Koffer ein versiegeltes Couvert, in welchem ein angefangener Brief und eine Art letzter Wille lag.

Das Testament lautete höchst merkwürdig:

„Wenn mir in den nächsten Tagen etwas zustößt, was meinen Tod zur Folge haben sollte, so sollen meine Kleider und Wäsche veräußert werden. Der Erlös ist Herrn Müller abzuführen, damit dessen kleine Ausgaben gedeckt erscheinen. Bleibt Geld übrig, so möge es der Armenkasse übergeben werden, da ich keine Verwandten habe."

Das Schriftstück war vom 6. Januar datirt, also einen Tag, nachdem Strebinger eingezogen war, geschrieben.

Aus der Aufzeichnung ging hervor, daß Strebinger aus irgendeinem Grunde ahnte, es werde ihm etwas zustoßen. Nähere Aufklärung gab der unvollendete Brief des Mechanikers, der folgenden Wortlaut hatte:

„Lieber Freund!

Das Unabwendbare ist eingetroffen. Was ich so lange gefürchtet, ist geschehen. Vor drei Tagen bin ich ihr begegnet. Ganz zufällig, auf der Straße. Sie erkannte mich sofort und folgte mir. Und seither finde ich keine Ruhe. Dreimal war sie schon hier, einmal schrieb sie mir. Was, kannst Du Dir ja denken: Sie verlangte die Briefe!

Mein erstes war, ihr zu entkommen. Ich habe sofort mein Quartier geändert. Weiß Gott, ob es nützt. Ich werde das bange Gefühl nicht los, daß diesmal alles umsonst sein wird.

Wenn ich mich nur nicht in einer so eigenthümlichen Situation befände. Aber Du weißt ja, an die Behörden kann ich mich nicht wenden, Auffehen darf ich keines verursachen. Uebrigens hoffe ich, in drei bis vier Tagen abreisen zu können. Alles ist wider Erwarten glatt abgelaufen. Das Geschäft ist schon so gut wie perfekt. Hoffentlich täuschen mich meine bangen . . ."

Damit brach der Brief ab. Er trug das Datum vom 6. Januar, entsprang also derselben Stimmung, die Strebinger zur Abfassung eines letzten Willens veranlaßt hatte.

So dunkel die Worte des Briefes auch waren, eines ging daraus unzweifelhaft hervor: eine Frau hatte drohend in Strebingers Leben gestanden.

„Glauben Sie nicht, Herr Polizeirath, daß die ganze Sache in ein gewöhnliches Liebesdrama auslaufen wird?"

„Nein, lieber Doktor, ganz im Gegentheil. Der Brief dieses Strebinger gibt mir sehr zu denken. Sie dürfen sich ja nicht verwirren lassen. Sie müssen immer das eine festhalten: daß Doktor Specht von jener Frau auf der Redoute der Hinweis auf die Grillhoferstraße mit Rücksicht auf die Spionageaffäre gemacht wurde. Stellt man den Brief unter diesen Gesichtswinkel, so liegt die Vermuthung nahe, daß der Strebinger mit dem glatten Ablauf der Sache den gelungenen Diebstahl der militärischen Dokumente gemeint haben kann, und daß der „Abschluß des Geschäftes" mit jenem in Verbindung steht, den der Wachmann Stolzengruber in erregtem Gespräch mit Strebinger knapp vor dessen Tod gesehen hat. Daraus folgt, lieber Doktor, daß man es eher mit einer politisch-diplomatischen Angelegenheit zu thun hat, bei der eine Frau als Mittel zum Zweck diente."

Auch die Kugel, die im Bilderrahmen gefunden worden war, wurde von Chemikern analysirt und untersucht. Sie konnten nur die Art der Legirung bekanntgeben, erklären ganz bestimmt, daß bei der Waffe Pulver nicht verwendet wurde, und sprachen die Vermuthung aus, daß die Kugel aus einem amerikanischen Luftdruckpräzisionsgewehr neuesten Modells geschossen worden sei.

Alle diese Gutachten der Sachverständigen und Details waren gewiß nicht geeignet, die Situation zu klären. Sie verwirrten vielmehr nur und gaben allen möglichen Kombinationen Raum. Der einzige, der sich nicht aus der Ruhe bringen ließ und die gerade Gedankenlinie festhielt, war Polizeirath Wurz.

5. Kapitel.

„Recht schön alles, was sie sagen, Herr Polizeirath," sagte Baron Sphor zum Chef des Sicherheitsbureaus, „aber ich weiß nicht recht, wie ich die Sache anpacken soll! Ich habe in solchen Dingen gar keine Erfahrung und möchte mich nicht blamiren."

Der Polizeirath lächelte:

„Lieber Baron, Glück und Zufall sind größere Herren als wir. Sehen Sie, da liegt eine Namensliste von Damen, die sich ihr Haar mit Fleur d'or färben. Schauen Sie sie sich einmal an. Kennen Sie eine davon?"

Baron Sphor überflog die Reihe und antwortete:

„Ja, einige. Die alte Baronin Strum, die mit ihren gelben Haaren greulich aussieht. Direkt zum Fürchten! Dann die wunderschöne Frau von Fels mit den interessanten Vampyraugen. Der könnte man eher so etwas zumuthen; die soll auch eine etwas merkwürdige Vergangenheit haben — nichts Anrüchiges, aber es soll da eine Geschichte gespielt haben — Eifersucht, gefährliche Drohung, was weiß ich alles! Dann kenne ich noch die Gräfin Campobello — na, auch eine Gräfin, so, so — — und die Marchesa Salvoni mit der häßlichen Tochter. Richtig, bald hätte ich die Schauspielerin Ella Schwarz vergessen; aber die ist wohl außer Frage, denn die habe ich noch vor fünf Tagen mit braunem Haar gesehen. Erst gestern bemerkte ich, daß sie jetzt rothblond ist; ich hätte sie in der Theaterloge fast nicht erkannt."

„Natürlich, die kennen Sie auch," neckte der Polizeirath. „Also sehen Sie, heute nachmittag gehen Sie zu irgendeiner dieser Damen und machen ihr einen Besuch. Lenken Sie dann das Gespräch auf den Mord. Passen Sie auf, was die Leute sagen, und wenn Ihnen irgend etwas verdächtig erscheint, dann trachten Sie herauszubekommen, wo sich die Fleur-d'or-Dame am 12. abends befunden hat. Weiters schaffen Sie sich Eingang in folgende Häuser der italienischen Kolonie, was Ihnen ja nicht schwer fallen wird, und halten Sie Augen und Ohren offen. Mehr kann ich Ihnen vorläufig nicht rathen. Ich selbst wüßte an Ihrer Stelle, solange nicht bestimmte Anhaltspunkte vorliegen, nichts anderes anzufangen."

Mit diesen Worten übergab der Polizeirath Baron Sphor eine Liste der in Wien ansässigen italienischen Familien vom Adel.

„Wenn ich Sie recht verstehe, soll ich, um einen militärischen Ausdruck zu gebrauchen, das Terrain rekognosziren."

„Sehr richtig, lieber Baron. Also, viel Glück!"

Damit verabschiedete der Polizeirath Baron Sphor.

Zu Hause angelangt, traf Sphor seine Vorbereitungen, um in jene Familien Eingang zu finden, die ihm der Polizeirath bezeichnet hatte. Er schrieb ein paar Briefe an mehrere seiner in Wien stationirten Kameraden, die, wie junge Offiziere es so häufig thun, in allen möglichen Kreisen verkehrten. In einige der genannten Häuser war er bereits eingeführt, da seine Familie, seit langem in Wien ansässig, reichliche gesellschaftliche Beziehungen unterhielt. Es war ihm daher ein leichtes, überall Zutritt zu finden, wo sein Vorgesetzter es wünschte.

Sphor machte noch am selben Nachmittage bei der Marchesa Salvoni einen Besuch, fand eine größere Gesellschaft, war sehr artig gegen die älteren Damen, flirtete ein bißchen mit den jungen Mädchen und gab am nächsten Tage bei allen Familien, die er angetroffen hatte, Karten ab. Gute Manieren hatte er ja, einen vornehmen Namen auch, überdies hatte man ihn im Hause der Marchesa getroffen, also Gründe genug, ihn zu einem Besuche aufzufordern.

So flatterte Sphor eine Woche lang zwischen fünf und acht von einem Jour zum andern, trank ungezählte dünne Thees und verschlang belegte Sandwiches, spielte Whist mit halbtauben Exzellenzen und durchwalzte im Schweiße seines Angesichtes die Nächte. Genau genommen, amüsirte sich der junge Baron auf Kosten des Staates, und was ihn nur kränkte, war, daß alle seine Mühe erfolglos blieb.

Wohl zehn Frauen hatte er bereits getroffen, die rothblond waren. Aber das waren lauter brave, ehrbare Damen, denen ein Mord absolut nicht zuzutrauen war. Und bei allen konnte mit Leichtigkeit festgestellt werden, wo sie am kritischen Abend gewesen.

Auch der intimere Tratsch brachte Sphor um keinen Schritt weiter. Das einzige, das ihm auffiel, war, daß bei mehreren Gelegenheiten einer Baronin Sternburg erwähnt wurde, wobei er stets das Bedauern aussprechen hörte, daß sie plötzlich nirgends zu sehen wäre. Sie, die doch früher soviel in die Welt gegangen war. Einige Damen wollten wissen, daß sie an Influenza erkrankt sei, andere glaubten, sie sei verreist. Ganz Intime tuschelten etwas von einer heimlichen Verlobung. Alle aber bedauerten es lebhaft, daß der für den zwanzigsten ausgestellte Empfang bei der Baronin abgesagt worden; denn die Dame führte ein Haus, in dem man sich vorzüglich unterhielt, und wo viel junge Offiziere verkehrten, was die Mütter mit Rücksicht auf ihre Töchter sehr hoch einschätzten.

Nach einer Woche meldete sich Baron Sphor wieder beim Polizeirath und klagte, daß er sich vergebens durch achtundzwanzig Häuser durchgegessen habe. Er sei bloß um seinen gesunden Magen gekommen.

„Sehen Sie, so ist das," meinte der Polizeirath gutmüthig; uns trocknet das Gehirn ein und Sie verderben sich den Magen. Machen Sie sich nichts draus. Solche Dinge kann man nicht über das Knie brechen. Wenn die Sache einfach wäre, könnte sie ja der nächstbeste Agent durchführen. Es handelt sich ja nicht um einen der zweitausend ungarischen Taschendiebe, die wir in Evidenz führen. Also Geduld, lieber Baron! Was machen Sie heute abend?"

„Ich bin zu einer Soiree der Gräfin Campobello geladen. Auch eine von den Rothblonden."

„Da werden Sie ja recht interessante Menschen finden! Campobello ist ein intimer Freund des italienischen Botschafters und war, glaube ich, in jüngeren Jahren selbst in diplomatischen Diensten. Also passen Sie nur recht gut auf heute abend!"

* * *

Bei der Gräfin di Campobello war große Gesellschaft. Ungefähr hundertfünfzig Personen vertheilten sich in den vier großen Salons.

Die Gräfin stand in der Nähe des Eingangs, die noch immer zuströmenden Gäste zu begrüßen.

Sie war eine hohe schöne Frau von tadellosem Wuchs und herrlichen, leidenschaftlichen Augen, Augen, vor denen man erschrat, wenn sie wild aufloderten. Um ihren nervösen Mund spielte ein Zug von Willenskraft und Härte. Auffallend war die Blässe ihres Gesichtes, die selbst durch das aufgelegte Roth schimmerte. Eine langbeschleppte, tief dekolletirte Robe umschloß in weichen Falten die hohe Gestalt, kostbarer Schmuck erglänzte am Halse, an den Ohren und im reichen rothblonden Haar.

Unweit von ihr stand der Hausherr, Conte Ersto di Campobello, ein kleiner, verschrumpfter, vergilbter Mann. Der Kontrast zwischen den Ehegatten war zu groß, als daß sich nicht jedermann der Gedanke an eine Spekulationsehe von seiten der schönen Frau aufgedrängt hätte. Den sechzigjährigen Mann mochte die Schönheit der Frau berauscht, Geld und Titel mochten sie bewogen haben, die Gattin eines Mannes, der ihr Vater hätte sein können, zu werden.

Violetta Contessa di Campobello war eine Frau von großem sozialen Ehrgeiz. Glänzende Namen in ihrem Salon vereint zu sehen, war ihr größter Stolz. Heute feierte sie wieder einen ihrer schönsten Triumphe. Nur Mitglieder der besten Gesellschaft füllten die Räume.

Ihr müder Blick flog stolz über die glänzenden Erscheinungen.

Zwei neue Gäste erschienen auf der Schwelle.

Beide noch jung, von jener strammen Haltung, die auch in der biegsamen Weichheit gesellschaftlicher Formen noch den Soldaten verräth. In dem Antlitz des einen spiegelte sich die Verlebtheit vergeudeter Jahre.

Der Hausherr begrüßte ihn mit Reserve.

„Abend, Graf Heinen."

„Gestatten Sie," erwiderte der Begrüßte, daß ich Ihnen meinen Freund Baron Sphor vorstelle."

„Sehr erfreut. Ich will Sie gleich mit meiner Frau bekannt machen. Violetta, erlaube — Baron Sphor."

Die Hausfrau begrüßte den Grafen kühl. Aber gegen Sphor war sie um so liebenswürdiger.

„Ich glaube, wir kennen uns schon."

„Ich hatte bereits das Glück," verbeugte sich Sphor. „Unlängst bei der Baronin Spillern."

„Ach ja, ich erinnere mich."

Einige nichtssagende Phrasen wurden gewechselt, dann mengten sich die Neuangekommenen unter die Gesellschaft.

Graf Heinen stellte seinen Freund verschiedenen Bekannten vor, trat zu einem Kartentisch und begann eine Whistpartie, während Baron Sphor mit den Nächststehenden ein gleichgültiges Gespräch anknüpfte.

„Servus, Sphor!" hörte er plötzlich hinter sich rufen.

Ein Generalstabshauptmann streckte ihm herzlich die Hand entgegen.

„Grüß Dich, Franz!"

„Bist auf Urlaub?" fragte der Offizier.

„Nein — ich bin schon weg. A. D. seit dem ersten."

„So — das hab' ich gar nicht g'wußt. Was machst denn immer?"

„Na, halt so leben. Und wie geht's Dir?"

„Danke. Wie Du siehst, ganz gut."

Dabei deutete er auf seine Uniform.

„Ah — ja. Gratulire. Also hat sich die Kriegsschule gelohnt. Bist ständig in Wien?"

Die Hausfrau rauschte vorüber.

„Pardon, einen Augenblick," entschuldigte sich der Hauptmann. „Gräfin, bitte," hielt er Violetta an, „haben Sie von der Baronin Sternburg nichts Näheres gehört?"

„Nein — sie ist schon seit einer Woche unsichtbar. Sie soll verreist sein. Vielleicht kann Ihnen Graf Heinen nähere Auskunft geben. Er sitzt dort am Whisttisch."

„Danke bestens."

Damit trat er zurück.

„Wenn Du den Heinen kennen lernen willst, so kann ich die Bekanntschaft vermitteln," bot sich Sphor an.

„O, den kenn' ich," antwortete der Hauptmann gedehnt. „Aber ich weich' ihm lieber aus."

„Warum denn?"

„Na, halt so. Der Mensch ist mir unsympathisch. Ein Spieler, ein Trinker — man weiß nicht recht, wovon er lebt. Paßt mir nicht! Und dann: Er hat vor zwei Jahren diese Affäre g'habt, die noch immer nicht recht aufgeklärt ist. Weißt— lieber nicht!"

„Du meinst die G'schicht' bei den Kaisermanövern?"

„Ja."

„Ich glaub', da thut man ihm unrecht. Gewiß — vom militärischen Standpunkt war's eine grobe Pflichtverletzung. Aber vom menschlichen — mein Gott, er hat halt ein bißl zu viel getrunken — das kann doch jedem passiren!"

„Gar so einfach ist das nicht, lieber Max," erwiderte der Hauptmann ernst. „Man betrinkt sich als Offizier im Dienst nicht. Und man schläft nicht, wenn man eine so wichtige Estorte kommandirt."

„Er hat sich halt auf den Zugführer verlassen."

„Das war gegen seine Instruktionen. Ueberhaupt — besser, wir lassen die Sache. Er kann froh sein, daß er mit einem blauen Aug' davongekommen ist. Das hat er nur seinem Onkel Holmhorst zu danken. Wenn der nicht sein Brigadier gewesen wär' — na, ich weiß nicht, wie die G'schicht' ausgefallen wär'. Ich sag' Dir, wenn das einem andern passirt, ich weiß nicht, was dann g'schieht."

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Feine Fleischsülze. Drei oder vier gut gereinigte Kalbsfüße werden in Stücke gehauen und nebst dreiviertel Pfund magerem guten Schweinefleisch und ebensoviel Kalbfleisch mit dreiviertel Pint Wasser auf gelindes Feuer gestellt. Dazu zieht man Salz, 1—2 Scheiben geschnittene Zwiebeln, ein Lorbeerblatt, 1—2 Nelken, 5—6 Pfefferkörner, 6 Löffel guten milden Essig, eine kleine Obertasse Weißwein und den Saft von 2 Citronen. Das Fleisch, wird sehr weich gekocht, wobei man den sich bildenden Schaum öfter fortnimmt; dann wird es herausgenommen und, nachdem es abgekühlt ist, in Würfel geschnitten. Die Brühe muß mit den Kalbsfüßen recht kurz einkochen. Dann gießt man sie durch ein feines Brühsieb, mischt das Fleisch damit (wenn es reichlich Brühe scheint, kann man etwas davon weglassen), giebt eine feingeschnittene Pfeffergurke dazwischen, verrührt die Masse gut, damit die Sülze bunt wird, giebt Alles in eine irdene Schüssel oder einen breiten Topf und stellt die Sülze zum Erkalten. Dann wird sie gestürzt und mit Remouladensauce aufgetragen.

Fischbälle von Lachs und Kartoffeln. Man kocht die Kartoffeln und zerstampft sie so fein wie möglich oder drückt sie durch ein Sieb. Solange sie noch warm sind, rührt man auf 2 Tassen Kartoffeln 2 Eßlöffel Butter, ½ Tasse Weißbrottrumen, trocken, 2 Eigelb, in 4 Eßlöffel Rahm, Salz und Pfeffer nach Geschmack. Man entfernt die Gräten von dem Inhalt einer kleinen Kanne Lachs (Salmon) und zerdrückt ihn fein mit einer Gabel ganz fein. Kartoffeln und Fisch rührt man gut durcheinander, formt Bälle davon, die man entweder in Mehl oder in Brotkrumen umwendet, dann in kochendem Fett brät. Sie müssen sofort aufgetragen werden. Man kann auch mit Zwiebel oder Petersilie würzen.

Schweinefleisch-Pastete. 1½ Pfund mageres Schweinefleisch wird in kleine Stücke geschnitten. Davon wird eine Lage in eine Backofen-Schüssel gelegt, gewürzt und dann mit einer Lage Aepfel belegt. So wird abgewechselt, bis die Kasserolle gefüllt ist. Dann kommt ein Teigdeckel darüber und das Ganze wird 2½ Stunden gebacken. Ehe der Teigdeckel darauf kommt, muß gut gewürzte Fleischbrühe daran gegossen werden.

Tomatensalat. Man kann nach Belieben die Tomaten vor dem Anmachen mit siedendem Wasser brühen, das Wasser abgießen und sie dann schneiden und mit feinem Speiseöl, feinem milden Essig oder Citronensaft, Pfeffer und Salz anmachen, oder man verwendet die rohen, gut abgeriebenen Tomaten. Wer echt italienischen Tomatensalat bereiten will, reibt die Schale, in der der Salat gemischt wird, mit einem Stückchen Knoblauch oder etwas Knoblauch-Essenz ein, so daß nur eine kleine Spur Knoblauch-Aroma zu spüren ist.

Omelette mit Tomaten. Schöne reife Tomaten werden mit etwas Salz und Pfeffer weichgekocht, durch ein Sieb getrieben und in breiter Pfanne unter beständigem Umrühren zu einem dicklichen Brei eingekocht. Eine regelmäßig geformte Omelette, außen hübsch bräunlich, innen cremig gehalten, wird durch einen Längsschnitt von oben geöffnet. In diese Oeffnung placirt man einen Theil der warmgehaltenen und im letzten Augenblick mit etwas frischer Butter abgeschmeckten Tomatenpuree, so daß dieselbe etwas über den Rand der Oeffnung vorsteht. Der Rest des Breies wird, mit etwas Fleischbrühe oder Wasser verdünnt, um die Omelette gegossen.

Gedämpfte Birnen. Man nimmt gute Birnen, schält sie ab, sticht das Kernhaus heraus und steckt statt dessen eine Nelke hinein. Dann giebt man sie mit etwas Zucker und einem Stückchen ganzen Zimmt in einen Topf, gießt zwei Theile Wein und einen Theil Wasser dazu, und läßt die Birnen so lange kochen, bis sie weich sind. Nun nimmt man sie heraus; sollten sie noch zu viel Brühe haben, so läßt man diese noch ein wenig einkochen, gießt sie über die Birnen und trägt sie kalt oder warm auf.

Billiger „Sponge Cake". 1 Tasse Zucker, 1½ Tasse Mehl (mit 1 Theelöffel Backpulver zusammen gesiebt), 3 Eier separirt, ½ Tasse kaltes Wasser. — Die Hälfte dieses Wassers wird über den Zucker geschüttet und dies mit den Eidottern gut zerkleppert, dann die andere Hälfte Wasser und das Mehl abwechselnd in kleinen Mengen, dann der Eiweißschnee. Leicht rühren, 40 Minuten backen.

Haschee schnitten mit Tomatensauce. Man hackt ein gut gewässertes, geputztes, in kochendem Salzwasser abgewelltes und abgetropftes Kalbshirn und ungefähr 1 Pfund kaltes gekochtes oder gebratenes Rindfleisch sehr fein, vermischt dies mit ½ Pfund geschmolzener Sardellenbutter, 3 bis 4 Eidottern, Pfeffer, Salz, etwas gestoßenen Nelken und Muskatblüthe, formt gleichmäßig große, flache Schnitten davon, wendet sie in geriebener Semmel, brät sie in steigender Butter braun und reicht sie mit Tomatensauce.